

# Launus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde  
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und  
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,  
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshein, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger  
Fischbacher Anzeiger

3. Jahrgang

Geschäftsstelle:  
Dauvitstraße 41

Freitag, den 11. Mai 1917

Verantwortlicher:  
Königsstein 44

Nummer 19

## Rhein und Themse.

13)

Erzählung von M. Reinhold.

Nachdruck verboten.

„Aber, Gertrud, rief der Konsul vorwurfsvoll, „wie kannst Du in Gegenwart des Herrn Kapitäns so etwas von den englischen Ministern sagen. Die modernen Mädchen haben alle das Besserwissen studiert, Herr Kapitän,“ schloß er mit einem Versuch, durch einen Scherz die gute Laune wiederherzustellen. Aber der Kapitän lächelte gezwungen und sagte, er hoffe, Miß Gertrud werde recht bald Gelegenheit haben, ihr Vorurteil gegen die Minister Seiner Majestät abzulegen. Jetzt trat auch Herbert Kolfers heran. Er brachte die Mitteilung, daß es so gut wie gewiß sei, daß Frankreich auf Rußlands Seite treten würde, schien aber sonst viel weniger durch die ernste Tagestatsache interessiert zu sein, als durch den Umstand, daß er den Kapitän wieder einmal im Gespräch mit der jungen Deutschen getroffen hatte. Die nahen Kriegswirren hatten es ihm nicht nahelegen können, auf seine Heiratspläne einstweilen zu verzichten.

Das frohe Gepolde hatte ernstern Gesprächen Platz gemacht, und trotz aller Bemühungen der Gastgeber, die einzelnen Gäste zurück zu halten, begann die Gesellschaft sich zu zerstreuen. Auch dem Konsul Steinhagen war die Laune zum längeren Verweilen vergangen, und er entschied sich für den Aufbruch. Herbert Kolfers erklärte sich sofort bereit, die deutschen Gäste heim nach London in ihren Gasthof zu geleiten. Der Kapitän hatte inzwischen die telephonische Order erhalten, sich unverzüglich bei seinem Kommando einzufinden.

„Auf Wiedersehen,“ sagte er beim Abschied mit einem warmen Händedruck. — „Als Freund,“ antwortete Gertrud halblaut. Er nickte.

Arnold Steinhagen war durch unerwartete geschäftliche Hemmnisse noch unvermutet lange in London zurückgehalten worden, so daß er erst nach dem Landhaus hinaus kommen konnte, als Vater und Schwester sich gerade zur Rückfahrt anschickten. Für ihn galt es zugleich den Abschied, denn am folgenden Tage wollte er mit der ersten Gelegenheit über Holland nach Deutschland abreisen, da er sich nach der nunmehr eingetretenen Mobilmachung als Reserve-Offizier bei seinem Regiment am Rhein zu melden hatte.

Die beiden Kolfers waren überrascht, sie entbehrten die tüchtige Kraft des jungen Steinhagen ungern in ihrem Geschäft. „Was geht Sie hier in London der Krieg auf dem Kontinent an?“ fragte Kolfers der Vater. Und Herbert Kolfers setzte hinzu: „So bleiben Sie doch bei uns, wer will Sie zwingen, die Uniform anzuziehen?“

Eigene Gedanken erfüllten die Familie Steinhagen bei diesen Fragen, aber Arnold gab sofort die richtige Antwort: „Mit Gewalt kann man mich freilich nicht nach Deutschland hinüber holen, aber stärker als Gewalt sind Ehre und Gewissen. Wenn ich dem Rufe meines Vaterlandes in meiner

Eigenschaft als Offizier nicht folgen wollte, so verdiente ich die Kugel. Und dann nehmen Sie den hoffentlich nicht wahrscheinlichen, aber doch auch nicht ganz und gar unmöglichen Fall, daß England mit Deutschlands Gegnern gemeinsame Sache machte? Dann würde ich wahrscheinlich sofort aus dem Lande gewiesen!“

Die beiden Kolfers schwiegen betreten, aber sie erhoben keinen Widerspruch weiter. Man fuhr mit der unterirdischen Bahn nach dem Hotel. Trotz der späten Stunde herrschte ein gewaltiger Verkehr, die politischen Ereignisse wurden lebhaft, aber doch ohne besondere Aufregung besprochen. England war ja sicher auf seiner Insel und hatte seine gewaltige Flotte. Möchte also geschehen, was auch immer wollte, direkte Gefahr war in den Augen keines Briten vorhanden, man konnte der Zukunft getrost ins Auge blicken.

Die beiden Steinhagen lauschten gespannt, ob nicht die Frage zur Diskussion gelangen würde, was wird England tun? Man ging lange darum herum, dann sprach man von der starken britischen Neutralität, bis endlich eine starke Stimme ausrief: „Jetzt kommt für Alt-England die Stunde, um mit diesem hochmütigen Deutschland abzurechnen.“

Eine tiefe Stille folgte. Arnold Steinhagen war zu einer heftigen Protest-Erwiderung aufgesprungen, aber sein Vater drückte ihn auf seinen Platz zurück. Ein einzelner Deutscher war ohnmächtig, wenn hier ein Trübel der Leidenschaften ausbrechen sollte. Einstweilen blieb es auch noch ziemlich ruhig, aber dann nahm das Gespräch an Heftigkeit zu. Die Meinungen waren anfänglich geteilt, es fanden sich Freunde Deutschlands, denen Arnold Steinhagen kräftig zur Seite stand. Aber die Hezke gegen Deutschland ward stärker und stärker.

Es war gut, daß man dem Ziele der Fahrt näher kam, denn das Bild der Szene ward bedrohlicher. Die kühlen Augen der Briten flammten heiß auf, und mehr als einer machte Miene, den Kopf auszuziehen, um ungenierter dreinschlagen zu können, wenn es zu einer allgemeinen Boxerei kommen sollte. Nur Herbert Kolfers war ruhig geblieben und hatte keine Miene verzogen. Gertrud verstand es nicht, wie jemand solches Fischblut in den Adern haben konnte; aber er war nun einmal nicht anders. In ihren Augen schadete es gar nichts, daß es Momente gab, in welchen alle Wohlerzogenheit zum Ruckuck ging.

Da war die Station erreicht, und Arnold Steinhagen ließ seinen rechten Arm, den er zur Verteidigung gegen einen wildgewordenen Nachbar erhoben hatte, wieder sinken. Man stieg aus. Steinhagen tadelte seinen Sohn, aber Gertrud streichelte zärtlich und zustimmend den Arm ihres Bruders, und noch dazu recht auffallend, so daß es Herbert Kolfers sehen mußte. Aber das konnte dessen Sinn nicht ändern. Es war ja nur der Bruder.

Man kam in dem Hotel an. Auch dort herrschte noch reges Leben. Man wollte noch für ein halbes Stündchen

zusammen sitzen, als der Konsul die Mitteilung erhielt, daß ein im Laufe des Abends eingetroffener Herr ihn dringend zu sprechen wünsche.

Verwundert begab er sich in das Sprechzimmer, ohne darauf zu achten, daß in den Blicken seiner Tochter Richter des Wissens glänzten. In dem Gemach trat ihm sein früherer Ingenieur Kunz Larsen entgegen. Vergerlich wollte er sich erst wieder entfernen; aber dann bedachte er sich, daß ein Mann wie Larsen ihn nicht wegen einer Lappalie aufgesucht haben würde. So nahm er denn Platz und lud den andern zum Sitzen ein.

„Ich bin nach London gekommen, um mich Ihnen und Fräulein Gertrud für den Fall ernstere Ereignisse zur Verfügung zu stellen,“ erklärte Larsen sein plötzliches Erscheinen. „Ich darf Ihnen anvertrauen, daß England in der allernächsten Zeit dem Deutschen Reiche den Krieg erklären wird. Und ich würde Ihnen in den möglichen kritischen Augenblicken gern zur Seite stehen. Da Herr Arnold zur Fahne eilen muß, hoffe ich Ihnen nicht ganz unwillkommen zu sein.“

Die Ereignisse des Abends hatten solchen Eindruck auf den Konsul gemacht, daß er den Werber nicht mehr als Abenteurer und Pessimisten zurückwies. Er reichte im Gegenteil ihm mit kurzen Dankesworten die Hand und hieß ihn willkommen. „Aber woher wissen Sie, daß die englische Regierung etwas so Feindseliges gegen uns plant? Das ist doch mehr als ungeheuerlich. Es hat nicht an schlimmen Vermutungen gefehlt, aber die positive Gewißheit höre ich erst aus Ihren Worten. Ich kann nicht glauben, daß Sie leichtfertige Verdächtigungen weiter tragen, deshalb frage ich Sie nach der Quelle Ihrer Mitteilungen.“

„Warten Sie nur wenige Tage, Herr Konsul, dann werden Sie die volle Gewißheit haben. Das große Ereignis von England's Kriegserklärung an uns liegt in der Luft. Man sucht hier in London nur noch nach einem Anlaß für den Krieg, und da der Wille da ist, so wird man auch nach dem Grunde nicht umsonst suchen. Ich bin meiner Sache ganz gewiß.“

„So müssen wir uns denn mit dem, was unvermeidlich ist, abfinden,“ sagte der Konsul fest. „Für Ihren guten Willen meiner Tochter und mir beizustehen, danke ich Ihnen, aber ich kann mir nicht denken, daß die Engländer die Gebote der internationalen Gastfreundschaft und des geltenden Rechts so außer Acht lassen werden, wenn sie auch die Grundsätze der Gerechtigkeit nicht mehr zu würdigen wissen. Bleiben Sie noch längere Zeit in London?“

„Zu einem längeren Aufenthalt haben wir sicher keine Zeit mehr,“ versetzte Kunz Larsen lächelnd. „Ich rechne mit zwei bis drei Tagen höchstens, dann wird die Entscheidung in dem von uns angedeuteten Sinne fallen.“

„Für meine Gesellschaft, in deren Dienst ich jetzt stehe, übernehme ich von unserem hiesigen Büro morgen die Kasse und die Briefschaften, und dann kann ich meine Zelte wieder hinter mir abbrehen, wenn es nicht anders sein muß. Jedenfalls glaubte ich Ihnen gegenüber meine Pflicht erfüllen zu müssen. Ich bitte, mich Fräulein Gertrud zu empfehlen,“ schloß er, die Unentschlossenheit in Steinhagen's Zügen bemerkend, etwas frostig.

Dieser Ton gab dem Konsul seine Haltung zurück. Beschämen durfte er sich von dem jungen Manne nicht lassen, zumal ja doch die Hauptsache für ihn erledigt war. Er hatte Larsen's Werbung um Gertrud's Hand abgelehnt, und dieser Bescheid blieb für die Beiden bestehen. Unter den heutigen ernstesten Verhältnissen wäre es also kleinlich gewesen, ein Wiedersehen verhindern zu wollen. Gute Freunde waren jetzt zu gebrauchen, und als ein wahrer Freund hatte Larsen sich bewährt.

„Nicht doch, lieber Larsen,“ erwiderte der Fabrikant daher, „Sie dürfen nicht gehen, ohne meine Tochter und meinen Sohn begrüßt zu haben. Mister Herbert Kolfers, der noch

anwesend ist, ist Ihnen ja bekannt und wird unser Beisammensein nicht eben stören.“ Ein verständnisvolles Lächeln glitt über die Züge beider Männer und dann begaben sie sich zu der harrenden kleinen Gesellschaft.

„Da bringe ich einen guten Bekannten,“ rief der Konsul eintretend, und die jungen Leute, von denen jetzt nur noch Arnold Steinhagen Verwunderung zeigte, begrüßten einander mit vieler Herzlichkeit. Der „biedere“ Mister Herbert Kolfers wußte seine Ueberraschung gut zu maskieren, er verbeugte sich mit seiner ganzen steifleinernen Grandezza und tat, als wüßte er längst von allem Bescheid. Da niemand etwas anderes erwartet hatte, so entstand auch kein Befremden weiter.

Während sich die beiden Steinhagen mit ihrem Gaste unterhielten, leuchtete aus Gertrud's Augen eine so unverkennbare Freude über das Wiedersehen mit dem Geliebten, daß der Engländer sich ohne den typischen Eigensinn seiner Rasse hätte sagen können, daß es ihm schwerlich jemals gelingen würde, Gertrud's Herz dem glücklichen Eroberer wieder zu entreißen. Auch die Freundlichkeit, die der Konsul und Arnold Steinhagen dem deutschen Gaste bewiesen, ließen für den armen Mister Herbert wenig Hoffnung. Aber nun gerade, sagte er sich. Er wollte seinen Willen durchsetzen.

Von den Kriegsbesorgnissen und Kriegsmöglichkeiten sprach man nicht, um so mehr aber von den Sehenswürdigkeiten der britischen Metropole. Und da erwies sich, daß Kunz Larsen seinen früheren Aufenthalt in der Hauptstadt außerordentlich gut benützt hatte, er wußte in manchen Dingen besser Bescheid, wie ein geborener Engländer. Man trennte sich erst in sehr später Stunde in animiertester Unterhaltung.

(Fortsetzung folgt.)

## Die gerichtliche Geschäftsaufsicht.

Die neue Bundesratsverordnung über die Geschäftsaufsicht hat für die Handelswelt große Bedeutung, denn sie stellt eine wesentliche Verbesserung der gleichen Verordnung vom 8. August 1914 dar. Der Grundgedanke der letzteren ist beibehalten: den durch den Krieg in ihrer Existenz und Zahlungsfähigkeit hart betroffenen Geschäften durch Ausschließen ihrer Zahlungen, allmähliches Abtragen ihrer Verpflichtungen, Ausschluß von Klagen und Pfändungen über die schwere Zeit hinwegzuhelfen, sie vor dem Konkurs zu bewahren. Diese Maßnahmen, durch die Kriegsnot geboren, sollen natürlich mit Beendigung des Krieges wieder aufgehoben. In diesem Grundgedanken ist aber auch eine andere Voraussetzung enthalten und in der Verordnung zum Ausdruck gebracht, das Geschäft darf nicht derart hoffnungslos überschuldet sein, daß es auch nach dem Kriege sich nicht mehr erholen kann. Die Aufsicht wäre dann zwecklos für Schuldner und Gläubiger.

In diesem Verfahren behält der Geschäftsinhaber, anders wie im Konkurs, die volle Verfügung über seine Waren und Mittel, er konnte sogar nach der alten Verordnung neue Verbindlichkeiten ohne Zustimmung der ihm zur Seite gestellten Aufsichtsperson eingehen, es war lediglich dem Ermessen und Belieben dieser gerichtlichen Aufsichtsperson überlassen, ob und wie er auf den Schuldner bei seiner Geschäftsführung einwirken wollte. Von diesem Zustande hatte der Schuldner eigentlich den größten Nutzen, da er sich mit Verteilung seiner vorhandenen Mittel nicht zu beeilen brauchte, vor Klagen war er ja geschützt, den Gläubigern aber waren die Hände gebunden, sie waren in den meisten Fällen auf geduldiges Warten verwiesen. Bei einem kürzer verlaufenden Krieg wäre letzteres noch hinzunehmen gewesen, je länger der Krieg jedoch dauerte, desto stärker wurde die Geduldssprobe für den Gläubiger. Ein Anrufen der Aufsichtsperson war bei dem beschränkten Einfluß derselben auf den Schuld-

ner fast immer resultatlos. Eine verantwortliche Stellung auch den Gläubigern gegenüber hatten sie nicht.

Es hatte sich daher während der Geltungsdauer der Verordnung vom 8. August 1914 gezeigt, daß dieselbe noch die berechtigten Gläubigerinteressen nicht genügend schützte. Andererseits hatte sich aber auch gezeigt, daß die alte Bundesratsverordnung die Grenzen für Anordnung einer gerichtlichen Geschäftsaufsicht zu eng zog, auch sonst dem Schuldner durch Verfassung manchen erleichternden Vorrechts wie es beispielsweise sogar jedem Konkurschuldner unbedenklich zusteht, unnötige Erschwerungen seiner Lage brachte. Ein Mangel war es auch, daß ein Gläubiger, dessen Forderung bei jahrelangem Abwarten des Aufsichtsverfahrens zu verjähren drohte, dennoch, um solches zu verhüten, zur Klage gezwungen war, was wiederum dem Hauptzweck des ganzen Verfahrens und den Interessen der übrigen Gläubiger nicht gerade entsprach.

Die neue Bundesratsverordnung hat nun in allen diesen Beziehungen gründlich Wandel geschaffen, sie hat dem Schuldner neben billigen Erleichterungen auch Erschwerungen gebracht, die sich als notwendig herausgestellt hatten, sie hat vor allem den Gläubigern mehr Sicherheiten gebracht, indem sie mit der rein dekorativen Stellung der bisherigen gerichtlichen Aufsichtsperson aufräumte. Durch Verschärfung der Verantwortlichkeit der letzteren, Erweiterung ihrer Befugnisse und Autorität gegenüber dem Schuldner sind die Interessen der Gläubiger kräftiger als bisher gewahrt. Die Aufsichtsperson hat die Verteilung der verfügbaren Mittel ohne Rücksicht auf Wünsche und Belieben des Schuldners nach den Vorschriften der Konkursordnung selbst zu leiten, und sie ist den Gläubigern dafür persönlich verantwortlich und haftbar. Zur weiteren Kontrolle kann das Gericht sogar von Zeit zu Zeit eine Gläubigerversammlung einberufen. Diese Aufsichtsperson hat auch periodisch dem Gericht über die Geschäftslage des Schuldners und das Fortschreiten der Schuldentregulierung zu berichten. Neue Verbindlichkeiten darf der Schuldner ohne Genehmigung der Aufsichtsperson nicht mehr eingehen. Erweitert sind die Grenzen für Zulässigkeit der Geschäftsaufsicht insofern, als bisher dieselbe nur gegeben war, wenn Aussicht bestand, daß sich Schuldner „nach Beendigung des Krieges“ wieder erholen könne. Die neue Verordnung faßt richtiger einen andern Zeitpunkt ins Auge, nämlich „Zugfall der wirtschaftlichen Kriegsverhältnisse“. Denn die Beendigung des Krieges, der Friedensschluß wird es nicht verhindern können, daß eine gewisse wirtschaftliche Notlage für Geschäfte noch geraume Zeit weiter besteht. Auch ist nicht mehr bloß Mangel an bereiten Mitteln beim Schuldner (Zahlungsunfähigkeit), sondern selbst Ueberschuldung Grund zur Einleitung der Geschäftsaufsicht. Neu ist auch die Einführung der Zulässigkeit des Antrages auf einen Zwangsvergleich seitens des Schuldners und, besonders zu begrüßen, die Möglichkeit der Aufhebung langjähriger Mietverträge, durch die zum Schaden der Gläubiger oft die ganzen vorhandenen Mittel aufgezehrt wurden, der Hauswirt alles und die Gläubiger gar nichts bekamen. Um überflüssige Klagen zu verhindern, ist bestimmt, daß während der Geschäftsaufsicht eine Verjährung von Gläubigeransprüchen nicht stattfindet. Stellt der Schuldner den Antrag auf Anbahnung eines Zwangsvergleichs, so hat er die Richtigkeit seiner Vermögensaufstellung, Aktiven und Passiven sogar zu schwören, was dem bisherigen Recht fremd war.

Alles in allem ist also durch die neue Verordnung das Verfahren straffer geworden, mehr dem Konkursverfahren angelehnt, die Interessen des Schuldners sind mehr ins Gleichgewicht gebracht.

Das Verfahren selbst bleibt nach wie vor nicht öffentlich, um die bürgerliche und kaufmännische Existenz des Geschäftsinhabers durch öffentliche Bekanntmachungen usw. (wie bei einem Konkurs) nicht vor aller Welt bloßzustellen. Bl.

## Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

2. Mai 1916. Im Westen fanden kleine Gefechte an verschiedenen Stellen statt, auch wurden mehrere feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Das englische Unterhaus nahm die neue Dienstpflicht an, wodurch alle Männer bis zum 41. Lebensjahr die heerespflichtig wurden.

3. Mai 1916. Im Westen setzten wieder heftige Kämpfe ein, so bei Armentieres, Arras, Souchez, Neuville und Lens; ein französischer Angriff auf „Toter Mann“ wurde abgewiesen. — Ueber Ostende und anderen Orten wurden 5 feindliche Flugzeuge unschädlich gemacht. — Der Nachtangriff eines Marineluftschiffgeschwaders auf den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste hatte großen Erfolg; Fabriken, Hochöfen und Bahnanlagen, auch Kriegsschiffe wurden mit Bomben belegt und erlitten Schaden. — Von der nächtlichen Expedition kehrte das deutsche Luftschiff L 20 nicht mehr zurück, es war an der norwegischen Küste gestrandet. — In der Isonzofront herrschte erhöhte Gefechts-tätigkeit, ein österreichisches Seeflugzeuggeschwader bombardierte Ravenna und eine österreichische Torpedoflotte hatte ein Gefecht mit italienischen Zerstörern an der Pomündung.

4. Mai 1916. Im Westen fanden Kämpfe gegen die Engländer bei Armentieres, Arras und Givenchy statt, französische Stellungen südlich der Somme bei Noocourt und Haucourt wurden genommen und bei „Toter Mann“, ein wiederholter feindlicher Angriff abgewiesen. — Im Luftkampf trat an die Stelle der Einzelkämpfe der Kampf in Gruppen und Geschwadern; im April waren 36 feindliche Fahrzeuge abgeschossen worden. — Oesterreichische Seeflugzeuge bombardierten mit Erfolg Balona und Brindisi. — Die Antwortnote der deutschen Regierung an die amerikanische erklärte die Notwendigkeit des U-Boot-Krieges, indes sei Weisung ergangen, Schiffe nicht ohne Warnung und Rettung von Menschenleben zu versenken.

5. Mai 1916. Bei Armentieres und Givenchy wurden englische, in den Argonnen französische Angriffe zurückgewiesen. — Eine große Anzahl französischer Fesselballons riß sich bei plötzlichem Sturm los, trieb über die deutschen Linien und 15 Ballons konnten erbeutet werden. — Das englische U-Boot E. 31 wurde zum Sinken gebracht, das deutsche Luftschiff L. 7 kehrte von einer Ausflarungsfahrt nicht zurück. — Das englische Unterhaus nahm das neue Dienstpflichtgesetz endgiltig mit 328 gegen 36 Stimmen an; zur selben Zeit wurde eine Anzahl irischer Revolutionsführer erschossen.

6. Mai 1916. In einem Nachtkampf wurde ein über Saloniki erscheinender Zeppelin vom Feinde stark beschossen und stürzte in die Mündung des Wardar.

7. Mai 1916. Ein großer Erfolg wurde im Westen auf dem linken Maasufer durch Erstürmung der Höhe 304 erzielt; das von den Franzosen fast uneinnehmbar ausgebaute Bollwerk wurde durch tapfere Pommern in wütendem Kampfe dem Feinde abgenommen, der schwere blutige Verluste erlitt. Zur selben Zeit wurden starke französische Vorstöße an „Toter Mann“ abgewiesen, während bei Thiaucourt die deutschen Truppen sogar mit Negern kämpfen mußten, welche ihnen die Franzosen entgegen warfen. — In Berlin wurden die bulgarischen Abgeordneten, die daselbst zu Besuch eintrafen, festlich empfangen.

8. Mai 1916. Im Westen wurden im Anschluß an die Erfolge bei Höhe 304 feindliche Gräben am Termitenhügel gestürmt, die Franzosen holten sich bei ihren wiederholten Gegenangriffen nur neue Niederlagen. — An der Kaukasusfront am Kopeberg schlugen die Türken den Feind im Bajonettangriff bei einem den ganzen Tag währenden Kampfe und drängten ihn um 15 Kilometer zurück.

9. Mai 1916. Französische Angriffe in den Argonnen wurden ebenso abgewiesen wie auf Höhe 304, die nunmehr zu einer festen Stellung ausgebaut wurde. — Bei Ostende hatten deutsche Torpedoboote ein siegreiches Gefecht mit englischen Zerstörern. — Eine neue amerikanische Note an Deutschland erklärte sich durch die Milde des U-Boot-Krieges für befriedigt, betonte jedoch, daß die deutschen Zugeständnisse nicht abhängig sein könnten vom Verhalten Amerikas gegen England; alte Wilsonsche Unversöhnlichkeit.

10. Mai 1916. Französische Angriffe bei Höhe 304 und „Toter Mann“ brachen im deutschen Feuer blutig zusammen, die Gefangenenzahl stieg auf 53 Offiziere und 1515 Mann. — Im Osten wurden bei Bahnhof Selburg 500 Meter der feindlichen Stellung erstürmt und 309 Gefangene gemacht.

11. Mai 1916. Bei Hulsch stürmten pfälzische Bataillone mehrere Linien der englischen Stellungen, in den Argonnen scheiterte ein französischer Angriff gegen die Fille Morte. — Der preußische Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück nahm seine Entlassung. — Der deutsche Reichstag lehnte die Einstellung des kriegsgerichtlichen Verfahrens gegen den Abgeordneten Liebknecht und dessen Haftentlassung ab. — Die griechische Regierung protestierte wieder einmal vergeblich bei der Entente gegen die Besetzung griechischen Gebietes.

12. Mai 1916. Zwischen Argonnen und Maas gab es Handgranatenkämpfe, französische Angriffe bei Avocourt und Malancourt waren ebenso vergeblich wie ein Nachtangriff am „Toter Mann“, auf dem östlichen Maasufer erlitten die Franzosen am Steinbruch des Albainwaldes beträchtliche Verluste.

13. Mai 1916. Im Westen erlitten die Engländer bei Armentieres und bei Givenchy Niederlagen, ein französischer Angriff gegen Höhe 304 wurde abgewiesen. Ein Geschwader von Seeflugzeugen bombardierte erfolgreich militärische Anlagen Balonas und der Insel Eseno.

14. Mai 1916. Im Westen wurden englische Versuche, das verlorene Gelände bei Hulsch wieder zu nehmen, im Nachkampf abgewiesen; französische Angriffe am „Toten Mann“ und an andern Orten wurden zurückgeschlagen. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatz hatten die Oesterreicher Erfolge; bei San Martino wurden die Italiener im Infanteriekampf geschlagen, am Monte San Michele ihre Vorstöße zurückgeworfen und am Tolmeiner Brüdentopf konnten österreichische Abteilungen in italienische Gräben eindringen.

15. Mai 1916. Während im Westen kleinere Kämpfe stattfanden, gelang den Oesterreichern ein siegreicher Vorstoß in Südtirol im Abschnitt von Rovereto bis Folgaria; die feindlichen Stellungen südlich des Suganatales, auf der Hochfläche von Biesgereuth, nördlich des Terragnolatales und südlich von Rovereto wurden genommen, 65 Offiziere und 2500 Mann wurden gefangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Literarisches.

August der Starke. Der erste deutsche König in Polen. Historischer Roman von Alfred Schirokauer. Mit 33 historischen Abbildungen usw. Preis 5 M. (Verlag von Ridy. Bong, Berlin W. 57.) Sein Volk und die Geschichte haben dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen den Beinamen des „Starken“ gegeben. Der Grund dafür war zunächst wohl die fast märchenhafte Kraft dieses Fürsten, dessen Hand Hufeisen zu zerbiegen vermochte; zugleich aber hatte dieser Beinamen schon von Anfang an einen kleinen pikanten Beigeschmack und zielte auf die schier unerschöpfliche Kraft, mit der der Fürst den Frauen huldigte. Solcher Beifall hat nun das Bild dieses ersten deutschen Königs auf dem polnischen

Throne ungerecht entsetzt. Jetzt hat sich die Dichtung seines Lebens bemächtigt, nicht — wie früher — die sensationslüsterne Anekdotenerzählerei, sondern eine Darstellung, die den Versuch macht, diesen strebenden, zur Größe ringenden Geist psychologisch eindringend und wirklichkeitstreu zu schildern. Alfred Schirokauer hat auf Grund eingehender geschichtlicher Studien, all das Große wägend, das dieser Fürst gewollt und geschaffen, das farbenatte Lebensbild Augusts des Starken entworfen. Weit an Geist und Bildung seiner Zeit überlegen, wollte dieser Sachsen zum ersten deutschen Staate erheben. Darum griff er nach der polnischen Königskrone. Polen sollte der Grundstein eines großen, selbstgeschaffenen Reiches werden. Das war der stolze Herrschertraum des 24jährigen. Der Plan mißlang, weil der Künstler kein Feldherr war und der politische Mißerfolg vernichtete seinerseits den Künstler. Aus dem Schönheitschwelger, aus dem Renaissancegenießer wurde ein eitler Prasser. So klingt dieses gewaltig auslodernde deutsche Leben schließlich in einer wehmütigen Tragödie aus. Zugleich aber ist das Buch außerordentlich aktuell. Denn Polen lebt in diesem Buche, das Polen, das gerade heute im Mittelpunkt allgemeinen Interesses steht. Seine Geschichte, seine Verfassung, die Gründe seines Unterganges, Land und Leute werden in der blutdurchglühten Schilderung Schirokauer lebendig und somit gibt er uns das Verständnis für Vieles, das uns bisher an Polen rätselvoll und unbegreiflich war.

## Luftige Ecke.

— Ausbildung. Feldwebel: „Der Dienst für heute: Vormittags Kompagnie-Exerzieren und nachmittags Rauchen von Liebesgaben-Zigarren. Das sich mir keener drückt!“

Am Sonntag Nachmittag müht sich unser Einjähriger noch immer mit seinem Waffentrod ab. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit versucht er durch Fremdwörter zu glänzen. Als es gar zu arg wird, sagt der Unteroffizier gütig: „Na, wollen wir nicht auch noch ein bissel explodieren?“ „Verzeihen, Herr Unteroffizier, aber —“ „Natürlich in die Luft gehen!“ — Den Zurückgekommenen fragt er: „Wie war's, Lüdecke?“ „Danke verbindlichst, Herr Unteroffizier! Exkursion hat mich exzellent amüsiert!“ „So, dann können Sie noch mal mein Bett subtrahieren!“ Verzeihendes Lächeln: „Subtrahieren?“ „Jawohl, mein Lieber, abziehen!“ („Jugend.“)

— Macht mehr. „Was der Krieg in einer Stunde kostet, mücht ich haben. Dann hätt ich genug.“ — „Ich auch. Aber eine Stunde Trommelfeuer mücht's grad sein.“

Lehrer: „Nennt mir ein Umstandswort!“ — Schüler: „Lebensmittelversorgung.“

— Der gute Bürgermeister. In ein höchster Geschäft kam vor einigen Tagen ein Mann aus dem hinteren Taunus und wollte für seinen Buben eine Jacke kaufen. Auf die Frage nach dem Bezugsschein erwiderte er: „Den hun eich!“ und fügte gleich hinzu, daß er für sich ebenfalls einen Rod wünsche. „Ja, da brauchen Sie aber noch einen Bezugsschein“, sagte der Verkäufer und „Hun eich!“ antwortete der andere, indem er ein unausgefülltes Formular aus der Brieftasche nahm und sich anschickte, es auszufüllen. Kopfschüttelnd sah ihm der Verkäufer zu und bemerkte: „Da müssen Sie aber einen guten Bürgermeister haben, wenn der Ihnen so völlig freie Hand läßt!“ — „Ei, deh glaab ich,“ meinte der Käufer, „der sein eich jo selbst!“

# Illustriertes Sonntagsblatt

## zur Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

### Die Tränenkette.

Kriegsroman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der greise Briefträger zuckte bedauernd die Achseln und ging weiter. Asta setzte sich in ihren Faulenzer und las. Daß Ingeborg sich mit dem Leutnant v. Hentendorf heimlich verlobt hatte und daß auch Tante Irngard darum wußte, war nicht verborgen geblieben. Ach, sie hätte diese Gesellschafterin tödlich! Doch sie hatte einsehen müssen, daß sie, was diese Person anbetraf, völlig machtlos sei. Die Tante war eben vernarrt in das Mädel und konnte sehr unangenehm werden, wenn man versuchte, ihr zu nahe zu treten. Darum machte sie, so schwer es ihr auch fiel, gute Miene zum bösen Spiel und ließ ihre feindliche Gesinnung nicht allzu deutlich merken.

Verderben durfte sie es mit der Tante ja doch auf keinen Fall. Was sie da bekommen hatte, waren meist Kartengrüße aus der Front. Aber auch von Schulte befand sich ein Brief darunter.

„Armer Narr“, sprach sie zu sich selber, während sie den Brief öffnete. „Du scheinst wirklich ernstliche Absichten auf mich zu haben. Hahaha, das ist ja rührend!“

Sie las, anfänglich ohne jedes Interesse, doch dann wurde sie auf einmal aufmerksam. Was ist das? Von sämtlichen Herren,

die damals im Schloß einquartiert gewesen, sei er allein noch unverletzt. Der Oberst und sein Adjutant v. Hentendorf verwundet, die übrigen gefallen beim letzten Sturmangriff. Hentendorf Kopfschuß. Ob er mit dem Leben davonkommen werde, sei sehr zweifelhaft. Aber das Regiment habe Unglaubliches geleistet.

Ganz blaß war Asters Gesicht geworden. Allein nur wenige Minuten behielt das Mitleid in ihrem selbstsüchtigen Herzen die Oberhand. Dann regte sich ein abscheuliches Gefühl schadenfroher Genugtuung darin. An Ingeborg mußte sie denken. Was würde die für Augen machen, wenn sie hörte, daß ihr Geliebter tödlich verwundet sei?

„Vergehen wird sie vor Leid“, sprach sie zu sich selber. „Und Tante Irngard wird mit ihr um die Wette weinen, denn die ist ja doch ebenso wie sie vernarrt in diesen Menschen. Pah, mögen sie wehklagen und lamentieren! Das legt sich wohl bald wieder. Ist denn Hentendorf besser als die vielen Tausende, die gleich ihm ihr Leben fürs Vaterland lassen mußten? Soldatenlos, Helbentod! Und für ihn ist's vielleicht so am besten.“

Wenige Minuten später trat sie dann mit feierlicher Miene ins Wohnzimmer der Tante, beachtete Ingeborg nicht weiter und sagte nach kurzer Einleitung: „Tante, ich bekam wieder einen Brief vom Hauptmann Schulte. Eine recht betrübende Nachricht. Denke nur an: von den sechs Offizieren, die wir hier im Schloß hatten, sind fünf gefallen, oder doch schwer verwundet, auch der gute Oberst und der Adjutant v. Hentendorf.“

Die alte Dame fuhr erbleichend zusammen und Ingeborg stieß einen Wehruf aus, der sogar das Herz ihrer ärgsten Feindin erschüttern mußte, für einen Augenblick wenigstens.

„Hentendorf gefallen?“ leuchte Frau v. Rittersau, sich mit schmerzverzerrtem Gesicht zu ihrer Gesellschafterin wendend. Wie erstarrt sah diese mit weit aufgerissenen, toten Augen und blutleeren Wangen.

Asta zuckte die Achseln:

„Man mußte mit dieser Möglichkeit stark rechnen. Im Kriege wird niemand verschont. Abgesehen steht in dem Briefe nicht, daß der Adjutant tot ist. Aber er hat einen Kopfschuß und das dürfte eine tödliche Verwundung sein.“

„Mein armes, armes Kind!“ stöhnte Frau v. Rittersau, Ingeborg in ihre Arme schließend. „O Gott, Asta, rufe Nikolas. Sie wird ohnmächtig! Hilf doch, hilf! Dort steht ein Glas mit Hoffmannstropfen.“

Alles bemühte sich um die Bewußtlose: die Schlossherrin, Asta sogar, der alte Nikolas, seine Frau und Frau Renard. Aber Ingeborg lag wie eine Tote auf dem weichen Smyrnateppich, lange, lange. Und als sie endlich erwachte, da machte sie den Eindruck einer völlig Verstorbenen.

„Warum habt ihr mich nicht schlafen lassen?“ redete sie mit tonloser Stimme. „Ich will schlafen und mit ihm vereint sein. Ich kann doch ohne ihn nicht leben. Versprochen habe ich es ihm.“

Gott wird nicht so grausam sein und mich länger in diesem Jammerthal lassen!“

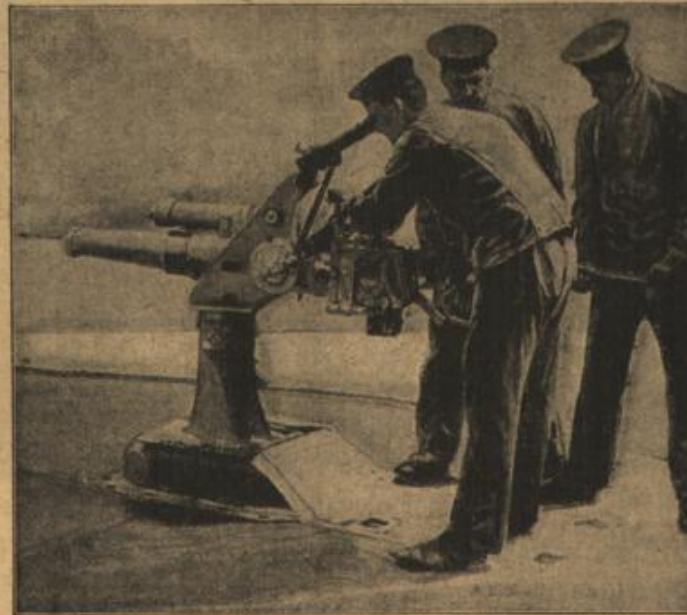
„So werden Sie doch nur ruhig, mein armes Kind“, sprach die alte Dame mit ihrer sanften Stimme. „Noch wissen wir ja gar nicht, ob er tot ist. Auch eine Verwundung am Kopf braucht nicht tödlich zu verlaufen. Ich kenne so viele Fälle! Jedenfalls schide ich sofort ein Telegramm an Hauptmann Schulte.“

„O bitte, bitte, tun Sie das, gnädige Frau!“ flehte Ingeborg und allmählich sagte sie sich, wurde ruhiger, konnte weinen.

Bis zum nächsten Morgen war keine Antwort auf das Telegramm eingetroffen. Aber am Nachmittag kam sie, und sie lautete: „Hentendorf ins Kriegslazarett Labry abtransportiert. Kopfwunde, nicht lebensgefährlich. Schulte.“

Nicht lebensgefährlich! O, wie jubelte da des liebenden Mägdeleins Herz, wie war auch Frau

v. Rittersau froh! Sofort schrieben alle beide an den Chefarzt des angegebenen Lazarettes, um bei dem Erkundigung einzuziehen. Ehe die Briefe ihr Ziel noch erreicht haben konnten, traf von Eugen selber eine mit Bleistift geschriebene Karte ein. Er war wirklich nicht schwer verwundet, sondern hatte nur einen Streifschuß oberhalb der rechten Schläfe erhalten. Ein paar Knochenplitter habe man soeben aus der Wunde entfernt, das Fieber sei wenig und er hoffe, in drei bis vier Wochen völlig hergestellt zu sein. Dann würde er auf Erholungsurlaub nach Schloß Rittersau kommen. Ein ausführlicher Brief sollte in den nächsten Tagen folgen.



Versenkbares Geschütz eines Unerseebootes, fertig zum Feuern.

... und sie bante Wort auf ihren Anien mit heißen Freudentränen.

Allerlei dunkle Gerüchte durchschwirrten die Gegend während der nächsten Tagen. Französische Geheimagenten und französisch gesinnte Lothringer mochten sie aufgebracht und ein besonderes Interesse an ihrer Verbreitung haben. Gewaltige Verstärkungen hätte der Feind erhalten und, um Verdun zu entsetzen und alle in der Westreebene stehenden deutschen Truppen abzuschneiden, würde bei Pont à Mousson ein Durchbruch gemacht werden. Schon sollten verkleidete französische Offiziere in großer Zahl diesseits der Grenze sein. Fliegergeschwader wurden gemeldet, und deutlich wollten hellhörige Leute eine furchtbare Kanonade in der Richtung Neuburg-Görze vernehmen. Peter Renard berichtete das soeben im Schloß mit flammenden Augen.

„Ich glaube noch nicht daran“, sagte Frau v. Rittersau.

Doch recht wohl war ihr nicht zumute dabei.

„Jedenfalls müßte man einige Vorsichtsmaßregeln auf alle Fälle treffen“, meinte sie nachher zu Asta und Ingeborg. „Ich werde den Silberschrank und was sonst beutegierigem Gesindel in die Augen fallen möchte, verpacken lassen, damit es, sobald Gefahr droht, zu meinen Verwandten oder auf die Bank nach Frankfurt geschafft werden kann.“

Die beiden jungen Damen redeten zu, und man machte sich bald darauf ans Werk. Nikolaus und seine Frau schafften geeignete Kisten herbei, und Frau v. Rittersau gab genaue Anweisungen.

Zunächst kamen Dokumente, Wertpapiere u. dergl. an die Reihe, dann all die kostbaren Sachen aus dem im Bibliothekszimmer stehenden Silberschrank; goldene und silberne Bestecke, Tafelaufsätze von ungeheurem Wert, Pokale, Becher, Leuchter und was sonst noch alles von zum Teil uraltem, zum Teil hochmodernem Prunkgerät vorhanden war. Auch die teuren, recht seltenen Porzellan- und Glasfächer, auf welche die alte Dame so stolz war, mußten mit größter Sorgfalt verpackt werden.

Nam Ingeborg schon, als sie das alles mit großen Augen anstaunen durfte, nicht aus der Verwunderung heraus, so schien sie geradezu gebendet, wie nun ein Wandschränkchen geöffnet und die Schloßherrin ihre Juwelen ans Tageslicht beförderte. Diese Brillantringe, Ohrringe, Broschen und Armbänder.

Als ihren kostbarsten Schmud aber bezeichnete sie eine Halskette von Diamanten, Smaragden und Rubinen, die sie als Braut getragen und die ein uraltes Familienstück war.

„Sieh, Asta“, sprach sie, als sie die überaus kunstvoll gearbeitete Kette durch ihre Finger gleiten ließ, daß die Steine in märchenhaftem Licht erstrahlten, „das ist die Tränenkette, von der ich dir früher erzählte. Du sollst sie ebenfalls einmal an deinem Hochzeitstage tragen und wirst sie ebenso in Ehren halten, wie ich es getan habe.“ „Fräulein Ingeborg“, wandte sie sich dann

an diese. „Ihnen erzähle ich nachher die Geschichte. Willst du sie auch?“

„Ich kenne sie“, murmelte der alte Diener, noch heftiger, als gewöhnlich mit dem Kopf wackelnd. „Und die Kette“, fügte er hinzu, „muß vor allen Dingen in Sicherheit gebracht werden, denn sie ist Hunderttausende wert. Wollen gnädige Frau sie nicht lieber heute als morgen nach Frankfurt bringen lassen, damit sie von der Bank in Verwahrung genommen wird? Wir sind doch hier nun mal nicht sicher, selbst wenn die Franzosen nicht eindringen würden. So ein Flieger könnte Bomben aufs Schloß werfen, Brandbomben.“

„Nikolaus, Sie haben nicht so unrecht“, sagte die Schloßherrin nach kurzem Bedenken. „Ich werde meine Juwelen selber morgen oder übermorgen nach Frankfurt bringen.“

Fräulein Johannsen und Asta begleiten mich. Solange mag alles hier im Schrank bleiben.“

Sie packte mit Astas Hilfe ihre Schmudfächer also wieder ein und die einzelnen Etuis — es waren ihrer sechs — wurden jedes an seinen Platz gestellt. Zuletzt kam das mit Gold und Elfenbein reich verzierte altmodische Kästchen, in dem die Kette lag, an die Reihe. Der nebeneinem großen Bücherregal in die Wand eingelassene Schrank wurde mit einem Schlüssel von ganz eigenartigem Mechanismus verschlossen und jener in einem Geheimfach des massiv-eichenen, messingbeschlagenen Silberschranks verwahrt. Vor den Anwesenden aber brauchte Frau v. Rittersau keine Angst zu haben, darum tat sie das ganz offenkundig.

Asta stand noch lange allein im Bibliothekszimmer und träumte von Brautschmud und staunenden Menschen. Ja, die Juwelenkette, wann würde sie die tragen? Sie wollte den kostbaren Schmud nicht Jahr und Tag im verborgenen ruhen lassen, sondern ihn noch einmal gründlich zu Ehren bringen auf Bällen, Gesellschaften, und wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bieten würde.

„Bah, was machte die Hans vom Lande für Augen, als sie die

Kette sah!“ sprach sie dann mit spöttischem Lächeln zu sich selber. „So etwas hat dieser Unschuldengel zuvor doch noch nicht gesehen. Wie hypnotisiert sah sie aus. Warum mußte sie überhaupt zugegen sein? Aber sie ist eben Tante Irmgards Vertraute, bis der eines Tages die Augen aufgehen werden. Ich traue solchen Madonnengesichtchen nun einmal nicht.“

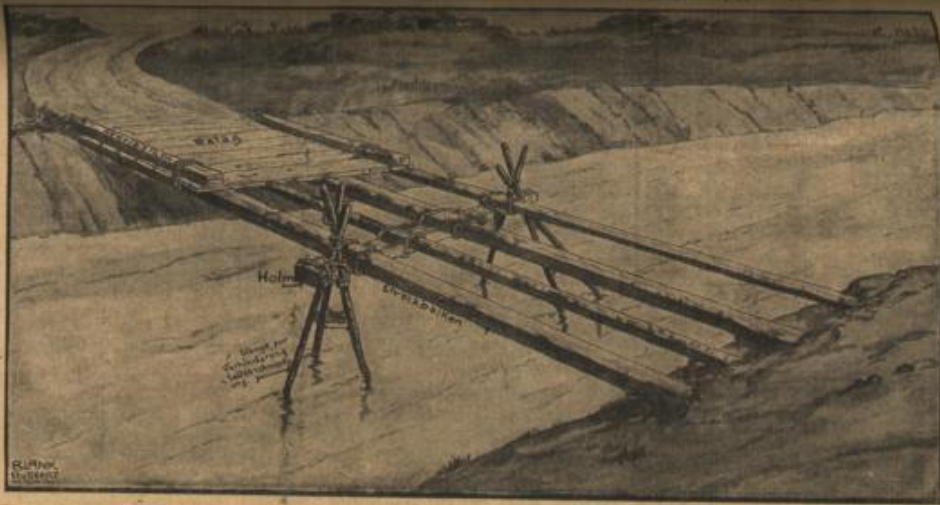
Derweil saßen Frau v. Rittersau und Ingeborg wieder draußen auf der Terrasse und suchten in harmlosem Geplauder die Not der Zeit zu vergessen.

„Also geben Sie acht, Kindchen“, sprach jetzt die alte Dame, „ich erzähle Ihnen die Geschichte meiner Juwelenkette, deren Anblick Sie in so großes Staunen versetzte.“

„Ja, bitte, gnädige Frau“, erwiderte Ingeborg. „Ich werde ganz Ohr sein. So etwas Prachtvolles sieht man sonst gewiß nur bei Hofe. Diese Steine! Am schönsten sind die Smaragde mit ihrem grünen, zauberhaften Gefunkel.“



Siehe. Nach dem Gemälde von Franz Hochmann. (Dressener Ausstellung 1908.)



Schematische Darstellung einer kleinen Infanteriebrücke, die von der Mannschaft ohne Hinzuziehung von Pionieren hergestellt wird.

„Seit dreihundertundfünfzig Jahren ist die Kette jetzt schon im Besitz unseres Geschlechts. In der alten Familienchronik wird sie nur die ‚Tränenkette‘ genannt und häufiger erwähnt. Sie sollen nun erfahren, was der Chronist über ihren Ursprung berichtet. Damals, um das Jahr 1575, gehörte unser Schloß mit den umliegenden Ländereien einem gar kriegerischen und trinkfrohen Edelmann namens Gottfried v. Rittersau. Der lebte mit allen Nachbarn in Fehde und hatte auch unter seinen Untertanen wenige Freunde. Aber seine auffallend schöne junge Gattin, deren Bild Sie im Ahnenjaal sehen können, liebte ihn damals abgöttisch und hielt in guten und bösen Tagen zu ihm.“

Nun begab es sich eines Tages, daß Gottfried auf einem Beutezug in den Argonnen von seinem ärgsten Widersacher, dem Grafen v. Hattonville, überrumpelt und gefangen genommen wurde. Im dunkeln Burgverließ sollte er bis an sein Lebensende für alle Vergehungen seines wildbewegten Lebens büßen.

Als aber die Gattin durch einen mit genauer Not dem Tode entronnenen Knappen davon Kunde erhielt, da brach der Gram ihr fast das Herz. Tag und Nacht flossen ihrer Tränen Bächlein, Speise und Trank verschmähte sie und ohne Unterlaß flehte sie zur heiligen Jungfrau um Hilfe und Erbarmen.

Das ging so an die sieben Tage. Da stand die Ärmste am Ende ihrer Kraft und verfiel in einen tiefen, todähnlichen Schlummer.

Und siehe, in der Nacht ward es auf einmal gar hell um sie. Eine wunderliebliche Jungfrau in lichtem Gewand und mit langem, bis auf die Erde wallendem Goldhaar erschien ihr, begrüßte sie mit holdseligem Lächeln und sprach: „Elisabeth, deine Tränen und deine Gebete haben das Herz des himmlischen Vaters gerührt. Wohlan, was du so inbrünstig erseht, soll in Erfüllung gehen! Sieh hier die Taupfropfen im grünen Grase. Das sind die heißen Zähren, die du in deinem Leid vergossen hast. Ich will sie mit dieser roten Rose der Barmherzigkeit berühren und sie werden sich alsbald in kostbarste Edelsteine verwandeln.“

Sie nahm die Rose aus ihrem Gürtel und tat, wie sie gesagt. Und das Wunder war geschehen: Eine goldene Kette mit Diamanten, die wie die Sonne funkelten, mit lieblich schil-

leraben Smaragden und blutroten Rubinen lag vor der Edelfrau.

„Nimm diese Tränenkette,“ sprach die Fee weiter, „begib dich damit, sobald der Morgen graut, auf die Burg des Grafen v. Hattonville und biete ihm diese als Lösegeld an. Dann wird er nicht widerstehen können und dir deinen Eheliebsten zurückgeben.“

Frau Elisabeth erwachte, rieb sich die Augen und schaute um sich. Da lag wahrhaftig die Kette zu ihren Füßen. Sie säumte nicht, ließ die Pferde satteln und ritt in Begleitung ihres Knappen und ein paar andern Getreuer unverzüglich nach der Burg des Grafen. Als der die funkelnden Juwelen erblickte, da war er wie geblendet, nahm die Kette sofort als Lösegeld und Elisabeth durfte mit ihrem Gatten noch zur selbigen Stunde hochbeglückt heimkehren. So war alles Leid in eitle Freude gewandelt. Gottfried aber ließ es nicht lange Ruhe hier in seinem Heim, er warb Söldner aus dem Schweizerlande an und zog wohlge-

wappnet schon nach wenigen Wochen gegen die Burg des Grafen, belagerte sie und nahm sie im Sturm. Im Zweikampfe mit ihm fiel Hattonville. Unter der bedeutenden Beute befand sich auch die Tränenkette. So kam diese hierher und wurde fortan wie ein Heiligtum in Ehren gehalten.

Das ist die seltsame Geschichte, die ich oft in unserer Chronik gelesen und Ihnen, liebes Kind, so ähnlich, wie der Chronist sie niedergeschrieben, hiermit wiedererzählt habe. Was an dem Märchen wahr ist, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. Ich vermute aber, daß die Kette nicht von einer gütigen Fee stammte, sondern von einem sehr reichen Oheim jener Elisabeth, der zu jener Zeit mit Schätzen reich beladen aus dem Orient zurückgekehrt war.“

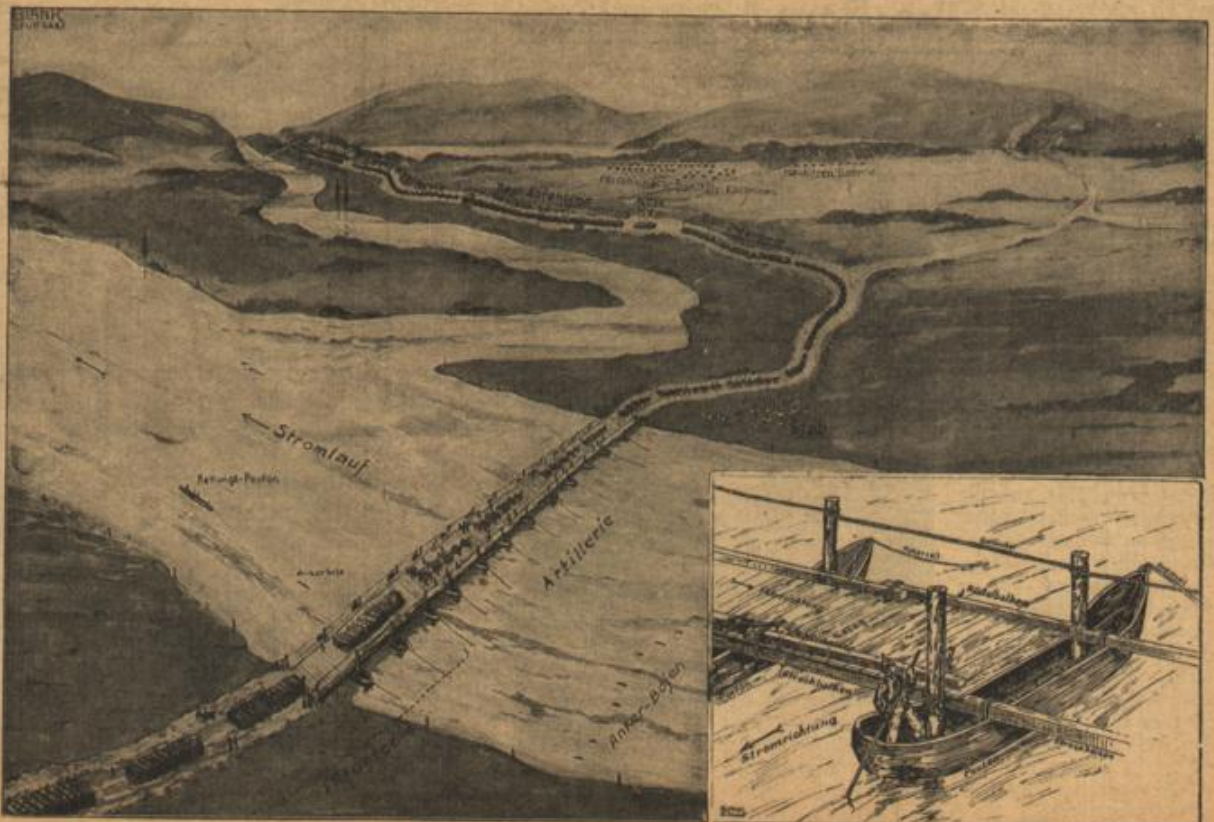
„Jedenfalls ein schönes Märchen“, sagte Ingeborg.

„Ach, noch manche Geschichte, die sich an dieses Familienkleinod knüpft, könnte ich Ihnen erzählen“, fuhr die Schloßherrin fort. „Gelegentlich mehr davon.“

Nun trat auch Asta herzu und sagte, man könne tatsächlich deutlich Kanonendonner hören. Von Mex her müsse der kommen.

„Ach, das ist ein heraufziehendes Gewitter“, meinte die Tante.

Truppen marschierten durch das Tal, mit Hausgerät beladene Wagen fuhren flüchtende Bewohner am Schloß vorüber, man hörte Wehklagen und Kindergeschrei, und die alte Kislafen wußte immer neue Schauer märren zu berichten. Sie war fest davon



Schematische Darstellung des Flußüberganges einer Division (rechts im Bild die Vergrößerung eines Teils der Pontonbrücke). Zeichnung von H. Blaut.

überzeugt, daß den Franzosen der Durchbruchversuch wirklich gelungen sei. Vater Nikolas aber schlich in seinen großen, grauen Gamaschen wie ein Gespenst durch das Schloß, wadette mit dem Kopf und hielt Selbstgespräche.

„Was für eine Zeit, was für eine Zeit! Dieses welsche Raubgefindel! Rache wollen sie nehmen für anno 70. Aber wir bleiben deutsch, deutsch, deutsch in alle Ewigkeit!“

**Regierbild.**



Wo ist der Bauer?

das einzige männliche Wesen im Schloß hier. Kämpfen wollte er für seine Herrin bis auf den letzten Blutstropfen. Ha, so ein alter Soldat! An der Wand hing ja auch noch ein französisches Seitengewehr. Du lieber Gott, der alte Nikolas war mit seinem sechsundachtzig Jahren in Kinderhänden, zeitweise wenigstens.

(Fortsetzung folgt.)

**Frühling.**

Es hat der Frühling die Erde geküßt,  
Rauchend, voll stürmischer Liebe,  
Da regen in ihrem Herzen sich leis  
Der Sehnsucht schlummernde Triebe.

Und wachsen und drängen voll seliger Luft  
Entgegen dem jungen Lenze.  
Der drückt ihnen freudig zum Liebesfest  
Aufs Haupt seine blühenden Kränze. Johanna Weistich.

**Fürs Haus**

**Selbstergestellte Fliegenklode.**

Der beste Schutz gegen Fliegen und anderes Ungeziefer, wie Raupen, Ameisen, Wespen, sind Gloden aus Drahtgaze. Da sie eine erhebliche Ausgabe bedeuten, wird die sparsame Hausfrau vielleicht gern unserem Vorschlag folgen, diese Gloden selbst herzustellen, zumal die Arbeit kaum zehn Minuten in Anspruch nimmt. Man schneidet aus weißer, steifer, aber biegsamer Pappe zwei 77 cm lange und 2 cm breite Streifen zurecht, ferner vier ebenso breite aber nur 13 cm lange Stege, verbindet die langen Streifen mit Hilfe kleiner Musterklammern zur Rundung, wobei man gleich einen der kurzen Stege mitfaßt. Die übrigen drei Stege werden in gleichen Abständen ebenfalls mit Musterklammern an den Reifen befestigt, so daß sich ein haltbares Gestell ergibt. Nun folgt die Bespannung mit einem Streifen weißer Gaze, der so lang sein muß, daß er rund um das Gestell läuft und die nötige Nahtzugabe aufweist. Er ist zirka 26 cm breit und wird mit Heftstichen zur Rundung geschlossen. Seinen unteren Rand kniffst man links ein und befestigt ihn mit Musterklammern am unteren Pappreifen. Des besseren Haltens wegen zweckt man die Gaze auch am oberen Reifen an, zieht den Stoff mit einem starken Faden oben zum Köpfschen ein, ganz fest an und bindet zu. Damit ist die Klobe fertig. Nach unseren Mäßen hat sie 24 cm Durchmesser, kann aber beliebig größer oder kleiner, für die Küche auch aus grauer oder schwarzer Gaze gefertigt werden. In Weiß, eventuell mit Mull bespannt, eignet sie sich gut für den Kaffeetisch im Garten oder auf dem Balkon. Bei der Schlußnaht an der Seite legt man die Gazeränder am besten übereinander, nicht aneinander, die Verbindungsstelle fällt dann gar nicht auf. C. G. G.



**Allerlei**

Von den „Handbemerkungen“ Friedrichs des Großen, den kurzen, charakteristischen Entscheidungen, die der König auf den Rand der ihm vorgelegten Gesuche zu schreiben pflegte, ist in den letzten Jahren eine große Zahl bekannt geworden. Zu den weniger verbreiteten dürfte folgende gehören. Ein Landpfarrer bat in einer Eingabe um einen königlichen Befehl an seine Gemeinde, daß diese ihm ein Pferd halte, damit er den weiten Weg zu seinem Filialkirchort nicht immer zu Fuß zu machen brauche. Der König schrieb an den Rand: „Kann das Gesuch nicht bewilligen, denn die Bibel sagt nicht, reitet hin in alle Welt, sondern gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“

**Goethe und der Engländer.** Daß Goethe in älteren Jahren dem ihm häufig werdenden Besucherschwarze gegenüber sehr wohl den zugedöpferten Geheimrat herauszuföhren verstand, weiß jedermann. Nicht so bekannt dürfte seine Methode gegen durchreisende Engländer sein, die ihn als eine „Attraktion“ von Weimar betrachteten, an der man sicher nicht vorübergehen dürfe, und die oftmals jedes Wort, das sie ihm entlockt hatten, in die Zeitungen brachten. Ihnen gegenüber schwierte er sich daher mit Vorliebe aus. Einer von diesen Gemahregelten hatte trotzdem in einer Art Selbstironie einen Bericht über die Behandlung, die ihm von dem Weimarer Alten widerfahren war, veröffentlicht, und es lohnt sich, ihn hier einem weiteren Leserkreise bekanntzugeben. Er lautete: „Ich trat bei Goethe ein; er begrüßte mich mit einer stummen Verbeugung, mit der Hand auf einen Stuhl deutend. Ich verbeugte mich ebenfalls, ohne ein Wort zu sagen, und setzte mich, die Anrede des Gewaltigen erwartend. Er redete mich aber nicht an, mochte wohl von meiner Seite eine Anrede erwarten. Es fiel mir aber nichts ein, was ich hätte sagen können. So saßen wir uns fünf Minuten stumm gegenüber. Dann erhob sich Goethe und gab mir damit einen Wink, zu gehen. Ich verbeugte mich, er tat das gleiche. Er geleitete mich ins Vorzimmer. Da blieb er stehen, zeigte auf eine Marmorbüste und sagte: ‚Walter Scott? Und ich sagte heisend: ‚Ist leider tot!‘ Dann war ich draußen.“ C. D.

**Gemeinnütziges**

**Schwachwüchsige und kreislranke Obstbäume** können nur dann durch Umveredlung gerettet werden, wenn man Keiser einer starkwüchsigen Sorte nimmt, z. B. vom „Schönen von Bostoop“. Hier übt das Reis auf die Untertage einen anregenden Einfluß aus.

**Bei den ersten Flügen der Bienen** muß der Imker helfen, die Bodenbretter zu reinigen. Da liegen oft Hunderte von Toten, verschimmelt und naß, und viel Gemülle, deren Fortschaffen eine Menge Arbeit erfordert. Da gehen viele in der unwirtlichen, unbeständigen Natur zugrunde.

**Frühe Viertreiber** eignen sich nicht besonders zur Geflügelfütterung. Sie enthalten 78 Prozent Wasser und sauern leicht. Getrocknete Viertreiber sind dagegen als eiweiß- und fettreiches, leicht verdauliches und billiges Geflügelfutter geschätzt.

**Gemüßewasser** sollte nicht fortgeschüttet werden, weil es für die Ernährung wichtige Salze enthält und schmackhafte Suppen daraus hergestellt werden können. Man tut gut, Gemüße mit viel Wasser aufzusetzen, die Brühe vor dem Anrichten abzugießen und diese dann am andern Tage als Suppe zu verwenden.

**Auflösung.**

L	A	U	F	F	E	N		
L	A	M	A	R	T	I	N	E
S	C	H	A	K	A	L		
E	I	L	E	N	B	U	R	G
K	R	E	U	Z	N	A	C	H
S	U	S	A	N	N	A		
W	I	E	S	B	A	D	E	N
N	E	S	T	R	O	Y		

Frank Abt, Eilenburg.

**Zogograph.**

Dem Badern wird's mit d geipendet,  
Glück bringt's oft, wenn mit s es endet,  
Und fügen wir ein t ihm an,  
Dann lebt' es ein in Kanaan  
Julius Fald

**Schachlösungen:**

- Nr. 169. 1) Sa7, Ka4. 2) Db2; 1) ... b4. 2) Se6.
- Nr. 170. Se7?, Da8. 2) Lg4 Lg7! 1) h4, Dg1. 2) Se7, Dg2. 3) Le8, ♚ 4) 8 matt.

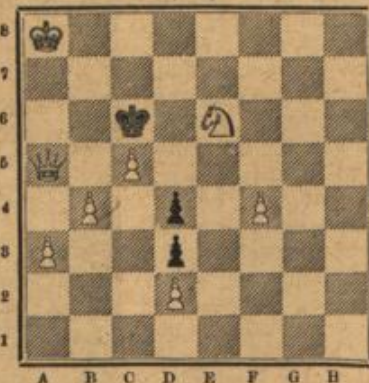
**Richtige Lösungen:**

- Nr. 160. Von G. Hinderer in Untergärtingen. G. Brandt in Dudenhuden.
- Nr. 161. Von G. Hinderer in Untergärtingen.
- Nr. 162. Von G. L. R., B. Koffschentreuter in Forchheim.
- Nr. 163. Lehrer F. Schäfer, Eilenburg.

**Brichhochstel.** Herrn G. S. in Brumath (Els.). Auf Da7 folgt Sf3: ♚

**Problem Nr. 171.**

Von F. Groß in Karlsruhe. Schwarz.



Matt in 3 Zügen.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Der Schach: Oger, Regier.  
Des Bilderrätsels: Wenn du einen Pfennig suchst, verbrenne dazu kein Groschenlicht

Alle Rechte vorbehalten.